

NEIL!

Es war schon spät und ich hatte den Mund voller Zahnpasta, als Neil zu mir ins Badezimmer kam. Er schlug die Tür zu und schloss ab. Mir fiel vor Schreck die Zahnbürste ins Klo.

»Ich muss was klarstellen«, sagte er. »Ich bin nicht immer so. Ist eine Scheißzeit gerade. Mir wär lieber, du wärst nicht hier. Nicht jetzt jedenfalls. Ist nicht dein Fehler, aber so ist es eben. Aber ich krieg mich schon ein, okay? Bis dahin will ich nur nicht, dass du was fragst, und ich will nicht, dass du irgendwem sagst, wie es mir geht, alles klar?«

Ich wich einen Schritt zurück und versuchte zu verstehen, was da gerade ablief.

»Nee, eigentlich nicht. Also eigentlich ist gar nichts klar«, sagte ich. Ich starrte ihn an, in der Hoffnung, es würden ein paar Erklärungen aus ihm herausfallen.

Er stöhnte genervt. »Genau das meine ich. Ich werde dir keinen Vortrag halten. Jetzt nicht und später auch nicht. Wenn wir morgen zur Schule gehen, dann werden da Leute sein, meine Leute. Ich will nicht, dass du denen Scheiß erzählst über mich.«

»Was sollte ich denn sagen?«, fragte ich.

»Sag nichts, klar? Einfach gar nichts.«

Ich nickte, ohne zu wissen, was zur Hölle er eigentlich von mir wollte.

»Und jetzt spuck den Schaum aus. Wir gehen noch mal los«, sagte er und hielt mir die Tür auf.

Ich verstand rein gar nichts.

»Hau rein, Junge. Wir haben nur noch eine Stunde, dann müssen wir zurück sein.«

Neil hatte sich die ersten zwei Tage seit meiner Ankunft in seinem Zimmer eingeschlossen. Analeigh hatte mich voller Bedauern angesehen. Sie hatte versucht, mich mit Ausflügen bei Laune zu halten.

»Gib ihm ein bisschen Zeit«, sagte sie immer wieder, als hätte ich irgendeine andere Wahl.

Neil hatte kaum drei Sätze mit mir geredet, bis zu dem Moment im Badezimmer. Und mit einem Mal lief er Richtung Ortszentrum und ich hinter ihm her. Er hatte



einen Schritt drauf, als wäre ein hässlicher Kampfhund auf seinen Fersen. Erst bei einer Kneipe in der Nähe vom Main Beach hielt er an. Sie war voller Menschen. Touristen, alte Hippies und Schüler.

»Bekommen wir hier überhaupt was zu trinken?«, wollte ich wissen. Ich hatte gelesen, dass es hier mit dem Jugendschutz viel strenger wäre.

Neil sah mich mitleidig an. »Die betrunkenen Schweden da hinten, die zahlen unsere Getränke«, sagte er. »Die wissen es nur noch nicht.«

Wir stellten uns neben die Schweden und Neil fing an, eine Rede über geheime Surfspots in der Nähe zu halten. Über Delfine, die in den Wellen bei »Wategos« mit Surfern spielten, und über das alte Schiffswrack bei »The Wreck«. Er redete übertrieben laut und es dauerte nicht lange, da hingen die Schweden an seinen Lippen. Neil ließ den Local raushängen. Sie fragten ihn aus.

Zehn Minuten ging das so, und als ihr Bier leer war, da sagte Neil: »Gleich gibt's noch einen Geheimtipp. Aber die nächste Runde geht erst mal auf euren Nacken!«

Mit diesen Worten wackelten die Schweden glücklich zur Theke. Reiseträume hinter ihrer roten, sonnenverbrannten Stirn. Kaum hatte Neil seine Flasche billiges Fosters in der Hand, ließ er die Schweden stehen. Und mich auch.

»Ich sehe mich mal um«, sagte er und war schon in der Menge verschwunden. Er überließ mir die spendierfreudigen Schweden und ich fragte mich, wen er eigentlich suchte. Ein paar Jungs hatte er schon am Eingang begrüßt, aber zu denen ging er nicht. Schon während er den Schweden sein Wellenseminar gehalten hatte, war sein Blick unablässig durch den Raum gewandert, als suchte er eine Spur.

Zwei Bier später beschloss ich, mich ebenfalls umzusehen. Es war voll, eng und entschieden zu heiß für die Uhrzeit. Ich schob mich zum Ausgang, entkam dem Gedränge und trat vor die Tür. Kaum war ich draußen, schmeckte ich salzige Luft und sah den Weg zum Strand.

All die Menschen, die sich dort durch die Nacht treiben ließen, hatten nicht das Geringste mit mir zu tun. Ich konnte frei atmen.

Niemand achtete auf mich.

Die Laternen tauchten den Weg in ein eigenartiges Licht. Es sah aus wie in einem Schwarz-Weiß-Film, als wären alle Farben aus dem kleinen Badeort verschwunden. Am Strand endete das künstliche Licht. Nur einzelne Lagerfeuer glühten noch verteilt in der Nacht. Um die Feuer herum saßen namenlose Menschen



mit nackten Füßen im Sand, mit Gitarren und Trommeln. Die Flaschen in ihren Händen in braune Papiertüten gewickelt, sodass man nicht sehen konnte, welchen Alkohol sie da tranken, aber dass es Alkohol war, sah man an den Papiertüten schon von Weitem.

Weil ich zu keiner der Lagerfeuergruppen dazugehörte, setzte ich mich einfach auf die Mauer am Strandeingang. Ich lauschte dem leisen Lagerfeuer-Babel: dem Gemisch der vielen Sprachen und Klänge. Dem Schnalzen der Zungen und dem Knacken von brennendem Holz. Die Steine der Mauer waren noch warm vom Tag. Das Meer lag so dunkel da, dass man nur die weißen Schaumkronen erkennen konnte, die wuchsen und verschwanden.

Gerade als ich dachte, ich sollte langsam zurückgehen, da sah ich jemanden auf mich zuhumpeln. Tropfnass. Mit ihrem langen schwarzen Neoprenanzug und den nassen Haaren konnte ich in der Dunkelheit zuerst nur das Gesicht sehen, Hände und Füße. Körperlos, wie bei einem dieser Schwarzlichtkünstler im Zirkus.

Erst schien sie mich nicht zu bemerken. Oder ich war ihr einfach egal. Unter der Mauer legte sie ihr Surfbrett in den Sand und öffnete die Leash an ihrem Knöchel.

Sie tastete die Steine der Mauer ab und nahm einen losen Stein heraus. Selbstverständliche Bewegungen. Ein Handtuch kam zum Vorschein und darin eingewickelt ein Schlüssel und ein Päckchen Tabak. Sie stand mit dem Rücken zu mir und zog sich selbst den Reißverschluss von ihrem Neopren runter. Ihre langen Finger tasteten hinten an ihrem Rücken entlang und bei ihr sah das aus, als ob es einfach wäre.

Und dann konnte ich deutlich sehen, dass sie nicht nur aus Gesicht, Händen und Füßen bestand. Sie hatte wesentlich mehr Körper. Ein Körper so nass, dass sich das Mondlicht darauf spiegelte. Im Ernst. So verhält sich das nun mal mit Wasser und Licht und es ist dem Licht auch scheißegal, ob das kitschig klingt. Aber darüber hinaus war ihr Körper nicht nur nass, sondern auch schön.

So schön, dass ich einerseits das Gefühl hatte, ich dürfte nicht hinsehen, und so, als könnte ich andererseits überhaupt nie wieder irgendwo anders hinsehen.

»Kannst du drehen?«, fragte sie mich, ohne sich umzudrehen.

Konnte ich natürlich nicht. Aber ich hätte so gern Ja gesagt. Das hätte bedeutet, dass wir einen lockeren Start gehabt hätten – drehen, quatschen, bitte schön, kein Ding. Aber so laufen diese Dinge nie, jedenfalls nicht bei mir. Ich schüttelte also den Kopf, und weil sie immer noch mit dem Rücken zu mir stand und das nicht sehen konnte, drehte sie sich endlich zu mir um.



»Ich versuche gerade, mir das Rauchen anzugewöhnen. Ich finde, ich sollte mehr schlechte Angewohnheiten haben. Aber ich drehe einfach miserabel«, sagte sie und sah mich dabei fest und unverstellt an.

Ohne zu lächeln. Welches wären wohl meine schlechten Angewohnheiten?, fragte ich mich. Bräuchte ich hier andere als zu Hause? Dann machte sie einen Schritt nach vorn, um ihr Handtuch anzuheben, und verzog dabei das Gesicht, als hätte sie plötzlich Schmerzen.

»Was ist?«, fragte ich.

»Mein Knie ...«, sagte sie. »Ich glaube, es steckt was drin.«

Mit dieser Ansage stemmte sie sich zu mir auf die Mauer. Ohne zu zögern, legte sie ihr Bein quer über meine Beine. »Würdest du mal nachsehen?«

Wenn ich sage, dass mich diese Frage überraschte, dann ist das lächerlich untertrieben.

»Im Dunkeln?«, fragte ich etwas hilflos. Ich konnte nicht fassen, dass dies die ersten Worte waren, die ich an sie gerichtet hatte.

»Du sollst nicht mit den Augen suchen. Da findest du nichts. Mit der Zungenspitze am besten. Ich komme selber nicht dran. Mit der Zunge fühlst du, wenn was drinsteckt, viel besser als mit den Fingerspitzen. Aber das kann ich nicht selbst machen.«

»Aber ich ...« Ich war absolut sprachlos.

»Du weißt doch noch nicht einmal, wie ich heiße«, war das Einzige, was mir dazu einfiel.

Sie seufzte. »In Byron wohnen keine 5000 Menschen. Die kennen sich alle mindestens flüchtig oder über Umwege. Dich habe ich hier noch nie gesehen. Du bist also nur vorübergehend hier, auf Reisen oder so. Insofern kann es mir echt egal sein, was du von mir und meinem Knie hältst. In ein paar Tagen bist du weg und keiner von uns erinnert sich danach an diese Unterhaltung.«

Ich sah sie an und legte vorsichtig meine Hände um ihr Bein. »Ist das okay so?«, fragte ich.

Sie nickte langsam. Ihr Knie blutete noch, aber nur ganz leicht. »Die große Scherbe habe ich schon rausgezogen, aber irgendwas ist da noch«, sagte sie.

»Wie sieht es denn aus?«, fragte ich.

»Ganz ehrlich? Ich habe mir das Ding nicht angesehen, bevor ich es da reingesteckt habe. Ich bin vom Brett gefallen und unter Wasser mit dem Knie im Sand gelandet. Da muss was im Sand gelegen haben. Würdest du jetzt bitte?«

Sie hob ihr Bein ein Stück an und ich wäre fast nach hinten über die Mauer gekippt, weil sich ihr Handtuch dabei bewegte und sich auch ihre Beine bewegten, und zwar in meine Richtung, und das war erstaunlich viel Bewegung für einen Abend.

Ich beugte mich über ihr Knie und schloss die Augen.

Mit der Zungenspitze tastete ich vorsichtig die Haut ab und musste plötzlich daran denken, wie meine Eltern das früher bei mir gemacht hatten, wenn ich als kleines Kind einen winzigen Splitter in der Haut hatte oder einen Insektenstachel. Ich schmeckte Eisen und meine Zunge fühlte etwas Spitzes. Ich begann, sachte zu saugen, und spuckte Blut und das kleine Etwas neben mich in den Sand.

»Siehst du, war doch gar nicht so schwer«, sagte sie und da sah ich sie zum ersten Mal lächeln. Ich ließ meine Hände noch einen winzigen Moment länger auf ihrem Bein liegen, als es nötig gewesen wäre, und wunderte mich, wie warm sie war, obwohl sie doch gerade aus dem Wasser kam.

»War bestimmt eine Glasscherbe«, sagte sie.

»Oder ein Muschelsplitter«, sagte ich.

»Klar. Das klingt jedenfalls besser, oder? Meer-Jung-Frau mit Muschel im Bein anstatt Minderjährige mit Glasscherbe von namenlosem besoffenem Touristen.«

Meine Ohren wurden heiß, so blöd kam ich mir vor.

»Ich bin wirklich nicht von hier«, sagte ich schnell, um irgendetwas zu sagen. »Sondern von der anderen Seite, also von der anderen Seite des Äquators.« Beim Reden spürte ich deutlich, dass Reden nichts half. Nicht, solange ich derjenige war,